

Hektisch suchte sie mit der Hand nach einem Bleistift, wobei ihr Blick fest auf die Skala des Spannungsmessgeräts geheftet blieb. Ihre Hand stieß gegen etwas Hartes, das scheppernd umfiel. Die Kaffeetasse, dachte sie, zum Glück war sie schon leer gewesen. Weiter hing ihr Blick an dem Zeiger, der langsam vorankroch. 9,5 Volt, 9,6 ... Gleich würde er sein Ziel erreichen.

Endlich hatte Margarete den Bleistift gefunden, doch das Quietschen der Labortür ließ sie zusammenfahren. Konnten die Leute nicht lesen? Der Zutritt zum Labor war streng verboten, das stand in großen Lettern außen an der Tür. Die Messungen, die sie hier durchführten, waren sensibel. Außerdem lagen im ganzen Labor Kabel herum. Unbefugte Eindringlinge konnten großen Schaden anrichten, ohne es überhaupt zu bemerken. Zudem wusste niemand genau, wie lang und wie zuverlässig die Aluminiumhülle der Uranmaschine vor der darin freigesetzten Strahlung schützen würde. Der Versuchsaufbau, den sie hier verwendeten, war noch nirgendwo auf der Welt getestet worden. Sie befanden sich auf unbekanntem Terrain.

Margarete widerstand dem Impuls, sich umzudrehen und nachzusehen, wer sie bei der Arbeit störte. Stattdessen hielt sie den Blick auf die Anzeige des Messgeräts gerichtet. Nur noch ein paar Sekunden, dann würden die 10 Volt erreicht sein. Sie durfte den Augenblick nicht verpassen.

»Das Fräulein Brühl, emsig wie eh und je«, sagte eine bekannte Stimme hinter ihr. Sie gehörte zu Dr. Grambow, einem ihrer ausschließlich männlichen Kollegen am Institut.

Margarete presste die Lippen aufeinander und spürte, dass ihre Hand drohte, den Bleistift zu zerbrechen. »Dr. Grambow, ich würde es sehr begrüßen, wenn Sie mich mit meinem vollen Namen ansprechen. Ich habe mich nicht umsonst jahrelang mit Männern wie Ihnen an der Universität herumgeschlagen.«

»Ei, ei, ei«, sagte Grambow hinter ihr, und Margarete konnte sich vorstellen, wie er dabei zu Karl hinübergrinste und eine Geste machte, als habe er sich verbrannt. »Bitte um Verzeihung, Gnädigste. Ich meinte natürlich: Fräulein von Brühl.«

»Fräulein Doktor von Brühl«, presste Margarete hervor, ohne sich umzudrehen. Der Zeiger des Messgeräts hatte die 10-Volt-Marke erreicht. Margarete wirbelte herum, ihr Blick fand die Uhr. Sieben Minuten, zwölf Sekunden. Das war gut, sehr gut sogar. Ihr Gesicht entspannte sich und ließ ein Lächeln zu.

»Immer noch mit Ihren Dysprosium-Oxid-Indikatoren zugange, wie ich sehe?«, fragte Grambow hinter ihr. »Und die Schwerwasserschichten haben Sie noch weiter eingeschrumpft, wie ich hörte. Ob das mal gut geht ... Sie wissen ja, diese Kernreaktionen können ganz schön ... heikel werden.«

Margarete hörte nicht mehr hin. Nach und nach erreichten die anderen Messwerte den Sollwert von 10 Volt. Sie notierte die dazugehörenden Zeiten in einer Tabelle, die sie vor dem Experiment angelegt hatte. Wenn sie sich nicht irrte, dann waren die Werte dieses Mal besser als je zuvor. Möglicherweise hatte der veränderte Aufbau mit den dünneren Absorberschichten innerhalb der Maschine den Absorptionskoeffizienten entscheidend verringert. Das würde bedeuten, dass die von ihr entwickelte Maschine endlich die Wirkung erzielte, die die Theoretiker mit ihren Berechnungen vorausgesagt hatten. Doch das würde sie erst noch überprüfen müssen, bevor sie Professor Braun über ihre Ergebnisse informieren konnte. Es würde noch eine lange Nacht werden.

Plötzlich trat Grambow dicht hinter sie. Sie konnte seinen Atem hören und sein strenges Rasierwasser riechen. »Ist es nicht schrecklich ernüchternd festzustellen, dass Sie so hart arbeiten können, wie Sie wollen, und trotzdem für die meisten hier immer nur das Fräulein Brühl bleiben werden?«

Hitze schoss in Margaretes Gesicht. Sie wollte sich gerade umdrehen, um Grambow zurechtzuweisen, doch dann ertönte erneut das Quietschen der Labortür. Professor Braun, erkennbar an seinem Schnauzbart, dem verbeulten braunen Cordanzug und dem bunten Seidenschal, den er ständig trug, trat ein und hielt die Tür hinter sich auf. Ihm folgte ein schwächtiger, aber kerzengerader Mann in einer grauen Uniform mit blitzenden Rangabzeichen auf den Schultern. Er hielt einen schwarzen Aktenkoffer in der Hand und blickte sich prüfend um, als er das Labor betrat. Margarete wunderte sich, dass der Mann schwarze Lederhandschuhe trug, obwohl es draußen sicherlich 30 Grad im Schatten waren.

Grambow neben ihr schlug die Hacken zusammen und zeigte einen zackigen Hitlergruß. Margarete hob ebenfalls den Arm, jedoch weit weniger energisch. Braun winkte ihnen zu, der Uniformierte machte keine Anstalten, sie zu grüßen.

»Fräulein Brühl, wie schön, dass ich Sie hier treffe«, sagte Braun, wobei die letzten Worte in einem Hustenanfall mündeten, der ihn veranlasste, ein Stofftaschentuch aus einer Tasche seines Sakkos zu fummeln. Der Uniformierte machte einen Schritt zur Seite.

»Verzeihen Sie bitte, ich habe mir wohl eine leichte Sommergrippe eingefangen.« Unschlüssig blickte der Professor hin und her, bevor er seinen Begleiter vorstellte. »Gestatten, das ist Kriminalrat Schander von der Gestapo. Ich führe ihn ein wenig herum.«

»Heil Hitler, Fräulein Brühl.« Schander ließ seinen Blick auf Margarete ruhen, einen Moment nur, dann sah er sich weiter im Raum um. Stahlblaue wache Augen. Grambow und Karl würdigte er keines Blicks.

Margarete war zu überrascht, um etwas zu erwidern. Sie hatten wenig Besuch im Institut und schon gar keinen in Uniform. Ihre Forschung wurde der Öffentlichkeit gegenüber streng geheim gehalten, und die Reichsführung schien sich nicht mehr sonderlich für sie zu interessieren, seit sie den Plan zur militärischen Nutzung

der Kernphysik verworfen hatte. Sie wandte sich Professor Braun zu. »Wir haben gerade unseren Testlauf beendet. Wenn Sie noch einen Moment Ihrer Zeit entbehren wollen, können Sie gleich die aktuellen Werte erfahren.«

Brauns Gesicht hellte sich auf, dann schüttelte ihn ein erneuter Hustenanfall. »Das ist ja ein grandioser Zufall. Ich kann es kaum erwarten. Sehen Sie, Herr Schander, hier stehen Sie vor dem Zentrum unserer Arbeit, der Uranmaschine. Eines Tages wird sie alle Kraftwerke im Reich ersetzen. Was für ein Glück, dass wir gerade eine Messung mitbekommen. Haben Sie noch einen Moment?« Er blickte zu dem Gestapomann hinüber, der seinen Blick weiter durch den Raum schweifen ließ.

»Das wird nicht nötig sein.« Schander fixierte Margarete. »Haben Sie Dank für Ihre Zeit, Fräulein Brühl«, sagte er und verließ das Labor. Der Professor sah Margarete an, zuckte entschuldigend mit den Schultern und folgte ihm.

»Was war das denn?«, fragte Karl, nachdem die beiden Männer das Labor verlassen hatten.

Margarete blickte die Tür an, durch die sie gegangen waren, und schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung.«

»Ist Ihnen etwas aufgefallen?« Grambow blickte sie an und grinste. »Auch diese beiden haben Sie nur Fräulein Brühl genannt.«

»Wohingegen *Sie* gar nicht erst bemerkt wurden.« Margarete verdrehte die Augen und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Aus dem Augenwinkel konnte sie sehen, wie Grambow das Labor verließ. Sie wandte sich Karl zu und stemmte die Hände in die Hüften. »Weißt du was, ich habe mich anders entschieden. Lass uns heute Abend ausgehen.«

Schnaufend schleppte sich Oberwachtmeister Wilhelm Leitner die Stufen hoch, die in den ersten Stock der Leitstelle führten. Die johlende Stimme seines Kameraden Max Türauf begrüßte ihn. »Da

brat mir doch einer 'nen Storch! Willi, du hier und nicht am Tresen bei der dicken Bertha?«

Die Männer des zweiten Löschzugs der Leipziger Feuerschutzpolizei saßen im Aufenthaltsraum der Wache um einen Tisch herum und grölten vor Lachen. Doch Wilhelm ging nicht auf den Spruch ein, den Türauf, ein großer, drahtiger Endzwanziger mit einer markanten Zahnlücke, gemacht hatte. Seit Wilhelm seinen Männern mitgeteilt hatte, dass er dem Alkohol endgültig entsagt hatte, zogen sie ihn umso mehr mit seiner früheren Trinkfreudigkeit auf. Es war eine milde Form des Spotts, mit der er als Zugführer leben konnte. Sein kameradschaftlicher Führungsstil stieß jedoch nicht überall auf Begeisterung. Mehr als einmal hatte Hauptmann Fink ihn schon zum Gespräch gebeten und ihm eingebläut, dass es seine Pflicht war, unbedingten Gehorsam einzufordern. Doch Türauf, der Sprücheklopfer, war ein guter Feuerwehrmann. Wilhelm konnte sich auf ihn verlassen, deswegen vergab er ihm den einen oder anderen unangemessenen Spruch. Wer gut arbeitete, der erwarb sich mit den Jahren Sonderrechte, so hatte Wilhelm es immer gehandhabt. Es war wichtig, die Moral hochzuhalten. Meistens gelang ihm das, doch er wusste, dass es in der Feuerschutzpolizei Leipzig auch Männer gab, die mit seinen Einstellungen absolut nicht einverstanden waren.

Kopfschüttelnd setzte Wilhelm sich zwischen seine Kameraden in den grünen Uniformen und goss sich einen Kaffee ein. Schwarz. Zumindest so schwarz, wie der verdammte Getreidekaffee eben sein konnte. »Hat einer was zu rauchen?«, fragte er in die Runde, woraufhin ihm eine Packung Zigaretten gereicht wurde. Wilhelm hatte wieder einmal aufgehört. Aufgehört, sich selbst Zigaretten zu kaufen. Die waren eh nicht mehr so leicht zu bekommen und dementsprechend teuer. Außerdem hasste Ida es, wenn er rauchte. Aber welche Wahl hatte er schon? Seit er nicht mehr trank, kamen ihm die Abende endlos lang vor, und irgendein Laster musste ein Mann nun einmal haben.